

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 13.

Berlin, Donnerstag den 30. Januar

1845.

Italien.

Die politischen Schriftsteller Italiens seit 1814.

Von J. Ferrari.

III. Die Literatur nach 1830. — Mazzini und das junge Italien. *)

Wir sind in unserer Schilderung bei den Männern des jungen Italiens angelangt. Hier empfängt uns zuerst Mazzini mit seinem italienischen Haß gegen die Regierungen, seinem unermüdeten Eifer für die Republikanisierung Italiens und seiner jugendlichen Zuversicht. Noch sehr jung, gründete er 1828 ein literarisches Journal in seiner Vaterstadt Genua, den *Indicatore Genovese*. Nach einigen Monaten wurde derselbe auf Befehl der Regierung unterdrückt. Gleiches Schicksal erlitt der im Jahre darauf von Mazzini versuchte *Indicatore Livornese*, obgleich der junge Schriftsteller bisher nur literarische Fragen besprochen hatte. Sein Styl war der Regierung zu lebhaft, seine Phrasen erschienen zu kühn. Zur Zeit der Juli-Revolution wurde Mazzini mit einigen genuinischen Liberalen festgenommen, ohne erwiesenen Grund auf die Festung Savona gebracht und nach fünfmonatlicher Haft unter der Bedingung freigelassen, daß er nie wieder nach seiner Vaterstadt zurückkehre. Als man ihn arretirte, ging sein Vater, der noch heute Professor der Medizin in Genua ist, zu Benanson, dem Gouverneur der Stadt, und fragte, wessen man seinen Sohn beschuldige? „Er hat die Gewohnheit“, — war die Antwort, — „allein und in Gedanken versunken in den Vorstädten und Gärten spazieren zu gehen. Welche Gedanken können ihn, der noch so jung ist, so ernstlich beschäftigen?“ — Aus dem Gefängnisse entlassen, verließ Mazzini das Königreich Sardinien und ging nach Marseille. Hier erfuhr er den unglücklichen Ausgang der Insurrection in der Romagna, die Befreiung des Kirchenstaats durch die Desferreicher und die unerbittliche Sirenge, mit der man die Insurgenten bestrafte. Da entsagte er dem Karbonarismus und erließ, den allgemeinen Unwillen über die Verfolgung der Liberalen benutzend, einen Aufruf an die italienische Jugend. Ermutigt durch die republikanischen Bewegungen in Frankreich, gründete er im Jahre 1832 sein Journal *La giovane Italia* — das junge Italien — und forderte in der ersten Nummer das junge Frankreich, Polen und Deutschland auf, gleich ihm und seinen Freunden gegen Aristokratie, Königthum, Papstthum und Vergangenheit zu Felde zu ziehen und die Mission der Männer von 1793 fortzusetzen. Frankreich wollte aber keinen europäischen Krieg, und die italienischen Revolutionäre, deren sich viele um Mazzini geschaart hatten, waren auf ihre eigenen Kräfte angewiesen. Das zweite Blatt der *Giovane Italia* wirft die Frage auf, warum die bisherigen Befreiungsversuche Italiens gescheitert seyen? „Nicht an der Feigheit der Italiäner“, ruft Mazzini, „denn die Völker sind niemals feig. Wenn ein Volk, zerstückelt, von Aufsehern und Bajonetten umringt, seit Jahrhunderten durch Bürgerkriege geschwächt, ohne Unterricht, Presse und Waffen, sich innerhalb zehn Jahren dreimal empören kann, so ist dasselbe, wenn es nicht siegte, zu beklagen, nicht aber zu verdammen. Weil die Leiter der Empörung ihre Aufgabe nicht verstanden, darum ist sie verunglückt.“ Natürlich mußte Mazzini alle Schuld auf die Individuen wälzen, denn wären — sagt er selbst — die Massen schuldig, so würde ihre Unterjochung gerechtfertigt seyn. Als man ihm einwarf, die Italiäner wären einig, wenn sie ihre Unabhängigkeit erkämpfen sollten, würden sich aber nur zum Theil der neuen Revolution anschließen, wenn man eine ungebundene Demokratie proklamirte, antwortete er: „An der Halbheit der Prinzipien eben scheiterte der Aufbruch in der Romagna, und das Volk wird sich nie für eine Revolution begeistern, die die Aristokratie bestehen läßt. Die Zeit der Individuen ist vorüber, die Aera der Völker beginnt!“

Das neue Journal gewann mit jedem Tage an Anhängern. Ein lebhafter Briefwechsel unterhielt den jungen Publizisten auf der Höhe der Ereignisse in Italien; er enthüllte, wovon man im Lande selbst nichts wußte, die schrecklichen Schicksale, die über die Insurgenten im Kirchenstaate verhängt wurden. Er erzählte von Henriette Castiglioni, die sterbend aus den Gefängnissen zurückkehrte, wohin sie freiwillig ihrem Manne gefolgt war, von dem alten Vaccella, der gefangen gesetzt wurde, weil sein Sohn die neapolitanische Regierung in Mazzini's Journal angegriffen hatte. Es ist überflüssig, zu sagen, daß die Zeitschrift verboten wurde, und es ein Verbrechen war, Exemplare davon in seinem Hause zu haben, ein Verbrechen, das in Piemont mit drei Jahren

Galeeren bestraft wurde. Trotzdem aber versandten die Verschwörer das Blatt; von Marseille aus gelangte es an die Comité's der Verbindung in den einzelnen Städten, die es wiederum den einzelnen Abonnenten zuschickten. Diese kannten sich unter einander nicht, sondern standen jeder nur mit der betreffenden Direction in Verbindung, während die Directionen wieder mit Marseille kommunizirten. Diesen Maßregeln war es zu danken, daß die Verbindung verborgen blieb und das Journal überall gelesen wurde. In einigen Städten legten die Emisaires des jungen Italiens während der Nacht die Blätter an die Schwellen der Läden, an die Thüren des Theaters und an andere besuchte Orte. Nie wurde ein Journal mit mehr Eifer redigirt und mit mehr Ruth verbreitet; die Verschwörer riskirten ihr Leben, und dennoch bedachte sich Keiner. Genua und Alexandria waren die Mittelpunkte der republikanischen Tendenzen; ihnen zunächst standen Turin, Chambery und die Lombardei. Mittel-Italien, das noch an den unglücklichen Folgen der letzten Verschwörung litt, blieb der Bewegung fremd, und in Neapel schlossen sich derselben nur einige Ueberreste der zersprengten Carbonari an. Ein furchtbarer Aufstand war vorbereitet, und die Gelegenheit, die ihn zum Ausbruch brachte, blieb nicht lange aus.

In Sardinien nämlich hatte man bemerkt, daß gefährliche Grundsätze in der Armee verbreitet würden. Als bald — es war im Jahre 1833 — ließ das Gouvernement Kanonen auf Genua richten und verurtheilte sechzig Personen zu Galeeren und Gefängniß. Schrecken verbreitete sich über die ganze Halbinsel und lähmte plötzlich die republikanische Propaganda. Die Polizei unternahm einen Kreuzzug gegen die Liberalen; Hunderte von ihnen wanderten aus, aber dessenungeachtet wich Mazzini nicht. Die neuen Verfolgungen forderten Rache; er verband sich mit einem polnischen Comité und projectirte den bekannten Einfall in Savoyen, bei dem ihn die Ungunst der Verhältnisse zu allen Fehlern zwang, die er seinen Vorgängern zum Vorwurf gemacht hatte. Er verwarf jede Revolution, die nicht aus der Masse des Volks hervorging — und bereitete insgeheim seinen Einfall vor; er beschuldigte die bisherigen Insurgenten-Chefs der Laueheit und Unfähigkeit — und verließ sich auf einen Fremden, den polnischen General Romarino, den er für die Sache der italienischen Freiheit anwarb. Man zog mit einer Handvoll Menschen aus Genf und brachte mit Mühe das Heer auf siebenhundert Mann, von denen die Hälfte keine Italiäner waren. Bei dem Dorfe Annemasse verließ Romarino, der sich schon immer unentschlossen gezeigt hatte, den Trupp, ehe er noch den Feind gesehen hatte, und Mazzini sah an einem Tage die Hoffnung und Arbeit zweier Jahre vernichtet.

Neuerdings, im Jahre 1842, hat Mazzini nach einem Stillschweigen von acht Jahren wieder zur italienischen Jugend gesprochen. Aus Italien, Frankreich und der Schweiz verbannt, floh er nach London und gründete dort eine Schule für italienische Handwerker und ein Journal unter dem Titel *Apostolato popolare*. Aehnliche Institute sind in den entferntesten Gegenden, in Montevideo, Boston und New-York errichtet worden. Im *Apostolato popolare* erscheint Mazzini noch immer als der glühende Republikaner von 1832; nichts fehlt ihm, als das sichere Vertrauen auf den Erfolg seiner Bemühungen. Er hat noch großen Einfluß auf seine Freunde, aber das Haupthinderniß, gegen das er ankämpft, ist seine eigene Entmutigung; man sieht, er geht eher den Schritt eines Märtyrers, als eines Helden. Er ist zu der Ueberzeugung gekommen, daß das italienische Volk umgeschaffen werden müsse, um für die Freiheit empfänglich zu werden, und wendet sich darum an die Erzieher der Nation, nämlich an die Schriftsteller. „Ihr habt“, sagt er, „seit langer Zeit jene alte Maxime befolgt, nach welcher die literarische Republik von der wirklichen getrennt ist, und diese Maxime, die von den Jesuiten und Akademikern aufrecht erhalten wird, hat euch dem Volke entfremdet. Ihr seyd Prosaischer, Dichter, Gelehrte, Pedanten gewesen, aber niemals Bürger. An jenem Tage, als man euch die Freiheit des Gedankens raubte, hättet ihr mit Wort und Schrift gegen diesen Raub protestiren müssen, ja mit Verschwörungen. Ihr schaudert bei diesem Worte, aber Verschwörungen sind nur thöricht und verderblich, wenn dem Fortschritte noch gesetzmäßige Wege offen stehen. Wenigstens müßtet ihr mit einem absoluten Schweigen protestiren, mit dem Schweigen eines Mannes, der die Wahrheit nicht profaniren will, dadurch, daß er sie stammelt.“

Während so Mazzini auf der einen Seite gegen die Gleichgültigen zu Felde zieht, ist er auf der anderen unzufrieden mit einer neuen Generation von Freiheitshelden, die er vergeblich zurückhalten strebt. Die Brüder Vandiera verlangten die Hülfe des Londoner Comité's, und das Comité versagte sie ihnen; sie schlugen eine Aufwiegelung der Romagna vor, und das Comité

*) Vgl. Nr. 9 u. 12 des Magazins.

widersehte sich diesem Plane. Der Aufstand schlug bekanntlich fehl, und Mazzini wurde beschuldigt, durch die Verweigerung seiner Unterstützung diesen Ausgang herbeigeführt zu haben. „Nichts“, sagte er, „ist verloren, denn die Brüder Muratori haben sich nur empört, um ihrer Verhaftung zuvorzukommen. Das aber konntet ihr sehen, Italiäner, daß eine Bande einen Hof der Halbinsel in Schrecken setzte, und ich wiederhole euch, was ich euch vor zehn Jahren sagte, die erste beste Bande wird genügen zur Befreiung des Landes, wenn sie sich aller ihrer Hülfsmittel bedient und für die wahren Wünsche des Volkes auftritt!“

Es ist traurig, daß Mazzini sich einer so extremen politischen Meinung hingegeben hat. Sein schriftstellerisches und politisches Talent, seine hinreißende Persönlichkeit hätten viel Gutes im Vaterlande wirken können. Kein italienischer Verschwörer hat einen so mächtigen Einfluß auf seine Anhänger ausgeübt, als er. Fast Alle, die sich ihm näherten, gaben sich ihm hin, und die Wenigen, die ihm widerstanden, gingen nicht von ihm, ohne für ihr Leben eine große Erinnerung mitzunehmen. Vierzehn Jahre sind es, seitdem er in den politischen Kämpfen Partei nahm, und diese vierzehn Jahre waren nichts für ihn, als ein langes Märtyrertum. Von Genua vertrieb ihn die sardinische Regierung nach Marseille; in Marseille schrieb er die letzten Nummern des „jungen Italiens“ auf der Flucht von einem Hause zum anderen, denn die französische Polizei setzte ihm nach. In London selbst predigte der Kaplan der sardinischen Gesandtschaft von der Kanzel gegen ihn, um die italienischen Arbeiter von dem Besuch seiner Schule zurückzuhalten. Ja erst vor ganz kurzer Zeit eröffnete der englische Minister, Sir J. Graham, seine Briefe, um seine Hoffnungen und Freunde der italienischen Polizei zu verrathen. Trotz aller dieser Opfer hat Mazzini nichts erlangt, als die Verbannung vom ganzen Kontinent und die Ehre, der kompromittirteste Mann in Italien zu seyn. Mit etwas weniger Leiden und etwas gemäßigteren Ansichten hätte er die einflußreichste Person seines Landes werden können.

Nach dem mißlungenen Einfall in Savoyen versuchte die nationale Partei, sobald keine Verschwörung mehr möglich war, auf andere Weise die Realisirung ihrer Ideen vorzubereiten. Man wollte durch friedliche, Allen verständliche Mittel die einzelnen Völkerschaften Italiens einander nähern. Man empfahl Reisen, gymnastische Übungen, sprach von Rom, als der Hauptstadt des Volkes in den Kirchen und an öffentlichen Plätzen, schrieb gegen die provinziellen Mundarten und eröffnete in Pisa eine Büchermesse nach Art der Leipziger, kurz, man bahnte den Weg zu einer moralischen Umgestaltung des Volkes, während man eine neue Revolution auf unbestimmte Zeit hinausshob.

Nord-Amerika.

Reise am Bord eines Walfischfängers.

(Fortsetzung.)

Nicht alle Unternehmungen der „North-America“ waren glücklich. Oft vernahmen die Walfische das Geräusch der Annäherung, tauchten in dem Augenblicke unter, wo man sie zu erreichen hoffte, und wurden nicht wieder gesehen; oft glitt die Harpune, von unsicherer Hand geworfen, auf dem Rücken des Thieres ab, welches alsbald verschwand und nur eine glänzende Schaummasse zurückließ. Man wird die üble Laune begreifen, die solch ein Unfall hervorbringt, wenn man bedenkt, daß ein Walfisch, der 70 Tonnen Del enthält, einen Werth von ungefähr 2000 Thln. repräsentirt, und daß die Mannschaft, welche in der Regel an dem Vortheil der Expedition Theil nimmt, ein direktes Interesse hat, so viel Beute als möglich zu machen. Dieses persönliche Interesse ist, wie Herr Olmsted bemerkt, der aller sicherste und einzige Sporn für die Mannschaft, welcher allein sie bewegen kann, all den Mühsalen und Gefahren zu trotzen, denen sie beständig ausgesetzt ist.

Die Annäherung des Cap Horn wurde durch die bekannten heftigen Windstöße und das schlechte Wetter dieser Gegenden verkündigt. Die „North-America“ befand sich am 30. Januar unter'm 49sten Grad südlicher Breite, ungefähr hundert Meilen von den Falklandsinseln. Die Tage nahmen außerordentlich schnell zu: die Sonne ging gegen acht Uhr des Abends unter, die Dämmerung dauerte bis gegen zehn, und nach einer Nacht von zwei Stunden begann der Tag wieder im Osten zu grauen. „Es war ein merkwürdiges Schauspiel: die Sonne erhob sich im Südosten, erreichte um Mittag eine unbedeutende Höhe in Norden und senkte sich in Südwest wieder in das Meer hinab. Der Mond schien seinen Platz am Himmel verloren und sich in den nördlichen Gegenden verirrt zu haben. Sein bleiches Licht und die langen Schatten, die er wirft, geben allen Gegenständen ein trauriges Ansehen. Die Magellanswolken, welche wir kurz nach der Passage des Aequator zuerst beobachteten, haben sich in dem Maße, als wir nach Süden vorrückten, schnell am Himmel erhoben und schweben jetzt beinahe über unserem Scheitel. Es sind zwei neblige Lagen in der Nachbarschaft des Südpols und die eine von der anderen ungefähr 15 Grade entfernt; die größte enthält einen Raum von ungefähr fünf Quadratküß, die kleinere von drei.“

Als sich einige Tage später der Morgennebel zerstreute, erblickte man in einer Entfernung von etwa 12 Meilen die Küsten des Feuer- und Staatenlandes. Obgleich schon der Sommer dieser Gegenden herangenahet war, waren doch die Gipfel der Höhen mit einem Schneemantel bedeckt, dessen Glanz mit dem traurigen Anblick der Küste lebhaft kontrastirte. Die Magellanstraße trennt das Feuerland vom Kontinent. Diese Passage, welche jetzt viele Schiffe vorziehen, war früher wenig bekannt und deshalb gefährlich; die Amerikaner haben jedoch eine genaue Kenntniß dieser Gegenden verbreitet und

dadurch die Schifffahrt bedeutend erleichtert. An der südlichsten Spitze des Feuerlandes befindet sich die kleine Insel l'Permitte, welche durch eine Art von Regelfels begrenzt wird; dies ist das berühmte Cap Horn. Es ist so häufig von Wolken und Nebel umhüllt, daß Capitaine es fünf- bis sechsmal umsegelten, ohne es je gesehen zu haben. Das Cap Horn umsegeln, war zu Cook's Zeiten ein großes Wagniß; heutzutage hat ihm die große Anzahl der Walfischfänger und Kauffahrteischiffe, welche es jährlich umsegeln, einen großen Theil seiner Schrecknisse geraubt. Indessen ist die Passage doch in der Regel schwierig und zuweilen selbst gefährlich, wegen der heftigen Westwinde, die in diesen Gegenden wehen: nicht selten kämpfen hier Schiffe zwei bis drei Wochen lang gegen die entfesselten Elemente, ohne von der Stelle zu kommen. Zu dem Brüllen des Sturmes und der Wuth der Wellen fügt häufig das Eis noch Gefahren einer anderen Art hinzu, welchen die größte menschliche Klugheit zuweilen nicht entgegen kann; mehr als ein Schiff wurde zwischen diesen schwimmenden Bergen zerschmettert, und die Mannschaft kam elendiglich um. Dies sind jedoch glücklicherweise nur Ausnahmen; hat man das Cap umsegelt, so breitet sich der stille Ocean aus, jene ungeheure Ebene, die sich Millionen von Meilen gen Westen erstreckt, besäet mit den herrlichsten grünen Inseln, die sich über der unendlichen Tiefe erheben.

Unabhängig von den gewöhnlichen Drangsalen der Schifffahrt, ist der Walfischfänger noch besonderen Gefahren ausgesetzt, die sein gewagter Beruf mit sich bringt. Der Angriff eines Walfisches ist eine Operation, welche die äußerste Vorsicht erfordert, nicht allein um den Erfolg zu sichern, sondern auch um allen Unglücksfällen zuvorzukommen, die daraus entspringen können. Sobald der Harpunier auf das Zeichen des Offiziers die Harpune mit aller Gewalt in den Körper des Walfisches geschleudert hat, taucht das Thier unter, wobei es die Leine, an welcher die Harpune befestigt ist, mit solcher Schnelligkeit oft herunter reißt, daß das geringste Hinderniß im Abrollen der Leine das Boot hinunterziehen würde, wenn man sie nicht durch einen Anstich kappte. Schon ihre Reibung gegen die Schiffswand allein würde hinreichen, sie in Feuer zu setzen, wenn man nicht beständig die Oeffnung, durch welche sie entrollt, mit Wasser benetzt. Wenn die Bote sich in der Mitte der Walfische befinden, laufen sie Gefahr, umgestürzt und zerschmettert zu werden, entweder durch den Stoß des ungeheuren Kopfes dieser Thiere, welche bei dessen Formation Gegenstände, die sich gerade vor ihnen befinden, nicht sehen können, oder durch den Schlag ihres riesenhaften Schwanzes. Wenn der Walfisch, nachdem er einige Zeit unter dem Wasser zugebracht hat, wieder zur Oberfläche zurückkehrt, um Athem zu holen, so steigt er, den Kopf nach oben, mit dem größten Ungestüm in die Höhe, und Gnade dem Boote, das sich unglücklicherweise über ihm befindet. Diese leichten Bote laufen ebenfalls keine geringe Gefahr, wenn sie bei stürmischem Wetter zum Schiffe zurückkehren: sie werden dann zuweilen an den Planken des eigenen Schiffes zertrümmert, und oft wurden Matrosen, die sich auf den Bötchen befanden, gefährlich verwundet. Das Zerstückeln des Walfisches führt ebenfalls keine Gefahren mit sich. Die erste Operation dabei besteht darin, daß ein starker eiserner Haken in eine passende Oeffnung im Fette des Thieres eingebracht wird. Der damit beauftragte Mann springt auf den Rücken des Walfisches und wird nur durch ein Tau gehalten, das ihm unter den Armen befestigt ist. Es ist durchaus nicht leicht, den Haken in die bestimmte Oeffnung zu bringen, während die Fluth den Walfisch gegen die Planken des Fahrzeuges treibt und sich die Wellen über ihm brechen; wenn der Fuß auf jener bewegten glatten Oberfläche strauchelt, läuft man Gefahr, von der Leine erdroffelt oder zwischen Schiff und Walfisch zerquetscht zu werden. Eine andere Gefahr: die Zerstückelung verursacht einen bedeutenden Bluterguß, dessen Geruch die Walfische in großer Anzahl herbeilockt. Diese Thiere sind von so fürchterlicher Gefräßigkeit, daß sie sich, wenig bekümmert um die tiefen Wunden, die sie von den scharfen Schaufeln empfangen, auf den Walfisch stürzen und mit ihren fürchtbaren Klauen große Stücke Fett abreißen. Oft, sagt Herr Olmsted, mußte ich unwillkürlich vor Schrecken zusammensinken, wenn ich sah, wie sich ein ungeheurer Walfisch bis auf wenige Zoll dem Schenkel des Matrosen nahte, der gerade den Haken befestigte: eines Tages ereignete es sich sogar, daß eines dieser ungeheuren sich zu ihm hinwandte, um ihn zu ergreifen; glücklicherweise wurde aber sogleich die Leine zurückgezogen, und der Mann entkam dieser gefährlichen Lage. Diese Walfische, von der blauen Gattung, werfen sich auf Alles, was sie in der blutigen Umgebung des Walfisches ergreifen können, und der unvorsichtige Matrose wird häufig auf die schrecklichste Weise von ihnen verstümmelt. Capitain Richards, von der „North-America“, hatte viele der angegebenen Gefahren selbst erlebt, oft wurde sein Boot von dem emporstauenden Walfisch hoch in die Luft geschleudert, oft war es mit aller Mannschaft nahe daran, von dem ungeheuren Schweife des Thieres zerschmettert zu werden.

Der Untergang des Walfischfängers „Essex“ ist eine der merkwürdigsten Episoden in der Geschichte des Walfischfanges. Owen Chace, ein Offizier des Schiffes, erzählt diese Begebenheit, wie folgt: „Ich bemerkte“, sagte er, „einen ungeheuren Kaskelot, welcher unterm Winde in einer Entfernung von ungefähr fünfzig Brassen sich plötzlich zeigte. Er schien wenigstens achtzig Fuß Länge zu haben, und sein Kopf befand sich in der Richtung des Schiffes. Er schleuderte zwei bis drei Wasserwolken in die Höhe, dann tauchte er unter. Nach einigen Sekunden erschien er wieder zehn bis zwölf Brassen vom Fahrzeug und steuerte mit einer Schnelligkeit von ungefähr drei Knoten in der Stunde in gerader Richtung auf den „Essex“ los. Das Erscheinen dieses Thieres und seine friedliche Haltung hatte uns im Anfang durchaus keine Unruhe eingeflößt; als ich es jedoch in solcher Weise auf uns zukommen sah, befahl ich fast unwillkürlich dem Mann am Steuer, ganz unterm Winde zu halten, um dem Ungeheuer auszuweichen. Kaum war der Befehl gegeben,

als auch der Walfisch schon mit seiner ganzen Schnelligkeit nahte und mit dem Kopfe vorn an den Ketten dem Schiffe einen fürchterlichen Stoß verfehlte. Der Stoß war von solcher Festigkeit, daß wir Alle auf das Verdeck geschleudert wurden, das Schiff sich neigte, als ob es an einem Felsen gestrandet wäre, und einige Augenblicke erzitterte, wie ein vom Winde bewegtes Blatt. Von Schrecken erfüllt, sahen wir uns an, ohne sprechen und ohne uns Rechenschaft von dem geben zu können, was vorgegangen war. Während dessen schwamm der Kaschlot unter dem „Esfer“ durch, indem er den Kiel mit seinem Rücken streifte, und erschien bald wieder auf der anderen Seite. Einige Augenblicke blieb er unbeweglich auf der Oberfläche des Meeres, wie erschreckt von der Festigkeit des Stoßes, dann tauchte er plötzlich unter und verschwand. Von dem ersten Schrecken wieder zu mir selber gekommen, dachte ich sogleich daran, daß der heftige Stoß des Fisches ein Uebel verursacht haben könnte, und befahl sofort, die Pumpen in Bewegung zu setzen. Es geschah in möglichster Eile; doch kaum waren sie in Thätigkeit, als ich wahrnahm, daß sich das Vordertheil allmählig senkte. Indem ich die Signale anordnete, um unsere Bote von der Jagd der übrigen Walfische zurückzurufen, erblickte ich den Kaschlot einige hundert Brassen im Winde. Er befand sich inmitten einer Schaumwolke, die er durch das Ungestüm seiner Bewegungen, durch heftiges Peitschen mit dem Schwanz hervorbrachte. Ich konnte genau unterscheiden, wie er seine Kinnladen krampfhaft öffnete und schloß, als wenn er sich in der größten Wuth befände. Nachdem diese Art Krisis einige Zeit gedauert hatte, schwamm er wieder am Vordertheil des Schiffes vorbei und ging unter den Wind zurück. Indessen sank der „Esfer“ immer mehr, und es wurde immer gewisser, daß er nicht zu retten sey. Dessenungeachtet ließ ich mit der Bewegung der Pumpen fortfahren, und indem ich mich zwang, meine ganze Kaltblütigkeit zu behalten, um der Gefahr zu trotzen, ließ ich die drei übrigen Bote ins Meer setzen, um uns darin einzuschiffen, wenn kein anderes Rettungsmittel mehr blieb. Während meine Aufmerksamkeit so gefesselt war, schrie auf einmal ein Matrose: „Da ist er! Da kommt er!“ Ich drehte mich um und sah den Kaschlot, der auf unserer rechten Seite mit verdoppelter Geschwindigkeit nahte. Die Hälfte seines Kopfes ragte über dem Wasser empor; er schien außer sich vor Wuth und Rachbegier. Das Wasser wogte stürmisch auf allen Seiten, und sein Weg wurde durch einen langen Schaumstreifen bezeichnet. Ich hoffte, wenn wir sogleich still hielten, würden wir dem Stöße entgehen, doch kaum waren die Segel an einem Punkte eingehißt, als wir ihn schon empfangen. Unser Vordertheil wurde beinahe ganz untergetaucht; das Ungeheuer schwamm wieder unter dem Schiffe durch, nahm seine weitere Richtung im Winde, und wir sahen es nicht wieder.“

Diese Begebenheit ereignete sich in der Nähe des Äquators, ungefähr 400 Meilen vom Lande entfernt. Zwanzig Unglückliche, mit den geringen Borräthen, die sie in der Schnelligkeit vom sinkenden Schiffe hatten retten können, warfen sich in drei schwache Jagd-Piroggen, um den Wogen und Stürmen des ungeheuren Ozeans zu trotzen. Eines dieser Bote ging wahrscheinlich unter, man hat niemals etwas von ihm gehört. Die Mannschaft der beiden anderen wurde, nachdem sie alle Entbehrungen und Uebel ertragen, die die menschliche Natur erdulden kann, von zwei verschiedenen Schiffen im Meere aufgenommen, ungefähr 800 Meilen von dem Orte des Ereignisses. Sie waren schon auf dem Punkte, zu losen, welcher von ihnen seinen Gefährten zur Nahrung dienen sollte.

(Schluß folgt.)

Indischer Archipelagus.

Javanische Holländereien.

I. Samarang.

Samarang ist nächst Batavia die bedeutendste Stadt der Insel Java, sowohl durch ihren ausgedehnten Handel als durch ihre Lage. Samarang liegt auf der nördlichen Küste der Insel, ungefähr eben so weit entfernt von dem westlicher gelegenen Batavia als von der dritten großen Stadt Java's, Surabaja, in seinem östlichen Theil. Für die niederländische Regierung dürfte Samarang vielleicht selbst der wichtigste Platz der ganzen Insel genannt werden können, da man allein von hier aus die dem Namen nach noch bestehenden unabhängigen Provinzen Suracarta und Djocjocarta, gewöhnlich die „Fürstentümer“ genannt, beherrschen kann. Es würde in der That nur nöthig seyn, den Sitz der Regierung von Batavia nach Samarang zu verlegen, um letzteren Platz in jeder Hinsicht zu dem wichtigeren zu erheben; auch liegt eine solche Veränderung keinesweges im Gebiete der Unmöglichkeit. Schon seit Jahren ist die Rede davon gewesen, den Sitz der holländisch-indischen Regierung von Batavia zu verlegen, und zwar nach Ambarawa, einem Platz an der Gränze der Provinzen Saracarta, Kadu und Samarang, gewissermaßen im Mittelpunkt der ganzen Insel, von wo aus man nach ihren entlegensten Theilen, vorzüglich aber nach den unmittelbar daran gränzenden Fürstentümern, in kurzer Zeit energisch operiren könnte, während die Verbindung mit der See durch die große Heerstraße nach dem nur eine Tagereise entfernten Samarang beständig unterhalten werden könnte. Schon seit ungefähr zehn Jahren ist man auf Ambarawa mit dem Erbauen eines sehr starken Forts beschäftigt, welches den Namen „Willem de eerste“ führt und für mehrere tausend Mann Truppen eingerichtet ist. Es nähert sich jetzt allmählig seiner Vollendung, so daß man in Zeit von zwei oder drei Jahren vielleicht näher über die Absichten der Regierung mit diesem wirklich großartigen Werke urtheilen können. Wenngleich das Gerücht von der gänzlichen Verlegung der Regierung nach diesem Platz nicht ganz von Wahrheit entblößt seyn dürfte, so scheint es doch wahrscheinlicher, daß Ambarawa nur ein Zufluchtsort für die Regierung seyn

soß im Fall eines ausbrechenden Krieges in Europa, wobei Holland und also auch die Kolonien etwas von einer europäischen Macht zu fürchten hätten. Es ist wenigstens nicht denklich, daß allein die Nähe der Fürstentümer Veranlassung zu einem so großartigen Bau gegeben haben sollte, da es schon seit langen Jahren im Innern der ganzen Insel Java so ruhig ist, daß durchaus keine Furcht vor großen Umwälzungen gegründeter Weise bestehen kann. Auch scheinen alle Vorrichtungen der Holländer mehr gegen äußere Feinde als gegen innere getroffen zu werden. Die Hauptplätze der nördlichen Küste werden allmählig stärker befestigt, und zufolge der neuesten Berichte sollen z. B. auf Batavia außer der bereits bestehenden Citadelle „Prins Hendrik“ noch verschiedene andere in unmittelbarer Nähe der Stadt angelegt und Batavia in eine Art Festung umgeschaffen werden.

Samarang liegt unmittelbar am Seestrande, der hier aber nicht, wie bei Batavia, aus schlammigen, ungesunden Morassbänken besteht, sondern aus feinem weißen Sande. Dies und der Umstand, daß Samarang in seiner unmittelbaren Nähe weniger von Reisplantagen eingeschlossen ist, macht die Luft reiner und den Platz im Allgemeinen gesunder als Batavia, wenngleich die Temperatur hier durchschnittlich wärmer ist. Samarang wird sogar für den wärmsten Platz der ganzen Insel gehalten, ein Umstand, der sich erklären läßt durch die Hügelketten, welche es unmittelbar von allen Seiten umfäumen, so daß die davon zurückfallenden tropischen Sonnenstrahlen sich sämmtlich auf die Stadt selbst konzentriren. Der regelmäßig eintretende Seewind trägt zwar auch hier, wie auf Batavia, viel zur Kühlung der Atmosphäre bei, aber dennoch steigt das Thermometer in den Mittagstunden oft auf 93 bis 94 Grad Fahrenheit.

Die Stadt ist unregelmäßig und winklig gebaut; auf den ersten Blick hält man sie für größer als Batavia, denn da hier der Uebelstand nicht besteht, welcher die Einwohner Batavia's allmählig ganz vom Seestrande zurückgedrängt hat, nämlich die schädlichen Ausdünstungen einer schlammigen Küste, so wohnen hier beinahe alle Leute in der Stadt selbst, und wenige haben ihre Landhäuser außerhalb derselben, während auf Batavia nur noch Comtoire und Waaren-Niederlagen bestehen und sich alle Europäer gegen Abend in ihre Landhäuser in der Umgegend, bisweilen mehrere Meilen weit, flüchten. Das Eigenthümliche einer indischen Stadt fällt in Samarang beinahe ganz weg. Die Häuser sind im altholländischen Geschmack gebaut und stehen dicht an einander, und nur die Landhäuser der Umgegend zeigen die lustige indische Bauart, die Säulengänge und hohen Fenster und Thüren, welche den Gebäuden in Indien im Allgemeinen einen so freundlichen Anstrich geben.

Ein schöner Punkt in Samarang und wirklich lebenswerth ist das sogenannte Vodsjong. Eine sehr breite und von hohen Tamarindenbäumen beschattete Allee, bekränzt an beiden Seiten von freundlichen Villa's, führt zuletzt nach einem großen freien Platz, der von dreien der schönsten und wirklich fürstlichen Gebäuden eingefast wird. Hier wohnt der Resident oder „Statthalter“ von Samarang mit zweien der reichsten Kaufleute.

Die Rhede von Samarang läßt leider Manches zu wünschen übrig. Die Schiffe müssen sehr weit von der Stadt vor Anker gehen, in Folge der vielen Sandbänke und Untiefen. Die Fahrzeuge (Prauen), womit die Waaren an Bord der Schiffe gesandt werden, sind in Folge desselben Uebelstandes nur klein und müssen ganz flach gebaut seyn, da sie sonst nicht über die Bänke hinwegkommen können. Das Beladen der Schiffe zögert sich daher oft lange hin. Samarang ist einer der drei Häfen auf Java, welcher Schiffen aller Nationen offen steht. Der Zusammenfluß der Produkte aus dem Innern, vorzüglich Kaffee und Zucker aus den Provinzen Samarang, Kadu, Suracarta und Pekalongan, welche hier an den Markt kommen, ist bedeutend, und Hunderte von Schiffen tragen sie von hier nach allen Theilen der Welt.

... Kaum hat der Fremdling des Morgens in Samarang seine Thür geöffnet, so sieht er sich von allen Seiten von den industriösen Samarangern bestürmt, die eine unendliche Verschiedenheit kleiner Artikel zu Kauf anbieten und mit unwiderstehlicher Ueberredungskunst anpreisen. Der ganze geräumige Vorhof des Hotels wimmelt des Morgens von diesen Trödelern, die den Fremden augenblicklich zu erkennen wissen und sich an ihn machen. Zwanzig verschiedene Schuhfabrikanten boten mir ihre Waaren zugleich an, die sie in allen möglichen Gattungen und Größen an einem langen Stab über der Schulter tragen. Samarang ist nämlich dieses Artikels wegen auf der ganzen Insel berühmt; alle Arten Leder-Arbeiten werden hier sauber und sehr billig angefertigt. Ein zweites sehr zahlreiches Corps dieser Trödelwelt bilden die Fabrikanten der über ganz Java berühmten Samarangischen baumwollenen und seidenen Stoffe, die hier sehr geschmackvoll in allen möglichen Mustern und Farben gefärbt werden. Diese Artikel werden durch Frauen verkauft, die große Bündel davon auf dem Rücken herumtragen. Ein halbes Wort genügt, um zehn oder zwölf dieser handelnden Damen, alt und jung, um sich im Kreise zu versammeln. Die ganze Gesellschaft hockt sich auf den Boden hin und fängt an, ihre Waaren auszupacken und auf dem Boden zur Schau auszubreiten.

Das Färben oder Färben dieser Stoffe ist eine den Javanesen und Indiern im Allgemeinen angehörende Kunst und wird auf folgende Art bewerkstelligt. Die ursprünglichen baumwollenen Stoffe, welche dazu benutzt werden, sind gewöhnlich europäische weiße Waaren: Calico's, Shirting's u. s. w.; die seidenen Stoffe sind meistens chinesischen Ursprungs und machen einen bedeutenden Handelsartikel zwischen Java und China aus. Den Bewohnern dieser Insel gebührt daher nur die Ehre des künstlichen Färbens, welches eine sehr geübte Hand und eine unbegrenzte Geduld und Ausdauer erfordert. Wenn das Stück Zeug, welches man färben will, zugeschnitten ist, giebt man ihm erst die Grundfarbe auf folgende Weise: Die Muster, Blumen, Figuren etc.,

welche auf dem Zeuge nachgebildet werden sollen, werden aus freier Hand mit einer Mischung flüssig gemachten Wachses und javanischen Farzes durch eine feine Blechdüse auf den Stoff gezeichnet, und ist daher wohl leicht zu begreifen, welche Geschicklichkeit und unbegrenzte Geduld dazu gehört, ein Stück Zeug, welches 4 Ellen und mehr lang ist und 1½—2 Ellen breit, auf diese Weise mit einem gleichmäßigen Muster zu bemalen, und welches geübte Auge dazu gehört, die oft sehr verschlungenen Blumen u. s. w., wenn auch nicht ganz gleich, doch wenigstens ähnlich zu machen. Wenn dies geschehen ist, dann bleiben natürlich nur diejenigen Stellen frei von Wachs, welche mit der Grundfarbe bedeckt werden sollen. Alsdann wird das ganze Stück in die Farbe getaucht, welche es ursprünglich haben soll und die hier in großer Verschiedenheit und in wunderschönen Abstufungen durch die Eingeborenen größtentheils aus vegetabilischen Stoffen bereitet werden. Einige Stunden genügen zur echten Färbung. Der Stoff wird aus der Farbe genommen und in der Sonne getrocknet. Die Grundfarbe ist dargestellt. — Die mit Wachs belegten Stellen, worunter der Stoff natürlicherweise weiß geblieben ist, werden jetzt behutsam davon befreit, ganz oder theilweise, je nachdem noch eine oder mehrere Farben dargestellt werden sollen. An deren Stelle werden jetzt die bereits dargestellten Grundfarben mit einem Ueberzug von Wachs versehen. Alsdann wird die erste Prozedur wiederholt, und auf diese Weise geht es fort, bis die verlangten Farben alle dargestellt sind. Je mehr Farben in den Mustern angebracht werden, desto größer ist natürlich auch der Werth, da jede Farbe mehr auch die Mühe bedeutend vermehrt. Der Geschmack der Javanesen zieht im Allgemeinen die durch einander gemworfenen grellen Muster vor. Die Hauptfarben, welche bei diesem Vaticen angewendet werden, sind roth, gelb, schwarz, blau und vorzüglich viele Schattirungen in braun und rothbraun, und ist es für Jemand, der nie einen auf solche Art gefärbten Stoff gesehen, kaum denklich, zu welchen geschmackvollen Mustern und Schattirungen diese einfache Prozedur unter den geschickten Händen einer javanischen Frau gebildet werden. Daß dieselbe eine unendliche Geduld erfordert, geht auch noch daraus hervor, daß eine Färberin, welche jeden Tag einige Stunden eifrig bei der Arbeit beschäftigt ist, in einem Monat höchstens zwei Sarongs (ein javanisches Gewand, 4 Ellen lang und 2 Ellen breit) vollenden kann. Der Werth solcher Sarongs ist sehr verschieden, je nach der Wahl der Farben und Muster von 4—20 holländischen Gulden das Stück. — Die letzteren sind dann jedoch auch außerordentlich hübsch und werden beinahe nur von angesehenen und reichen Javanesen getragen. Der hohe Preis dieser Sorten hat verschiedene englische und schweizer Fabrikanten auf die Idee gebracht, sie vermittelst Maschinendruck nachzuahmen. Die Original-Muster wurden von Java bezogen und in einigen Fabriken der Schweiz wirklich vortrefflich nachgeahmt — sie wurden durch den Maschinendruck gewissermaßen besser, denn die Muster müssen natürlich auf diese Weise viel regelmäßiger und schärfer dargestellt werden, als es mit Zeichnungen aus freier Hand möglich ist. Aber so eigenförmig ist der javanische Geschmack, daß gerade diese größere Regelmäßigkeit den Stab über solche Fabrikate brach. Jeder Javanese sieht daraus auf den ersten Blick, daß es europäische Stoffe sind, und zwar mit Maschinen gearbeitete, und bezahlt sie als Nachahmungen geringer als die im Lande gefertigten. Eben so geht es mit den gewebten Stoffen. Die Javanesen besitzen eine Art Handwebstuhl, und die Frauen beschäftigen sich viel damit. Das Quantum der im Lande gewebten Stoffe ist jedoch im Verhältniß zu dem Bedarf nur äußerst gering, und sehr bedeutende Quantitäten gewebter Waaren werden von Holland und England importirt und abgesetzt.

Außer den bereits erwähnten Artikeln werden noch hunderterlei andere Dinge hier zu Kauf angeboten. Während der ersten Stunden des Morgens gleicht der Hofraum des Hotels einer großen Kirnmess, in orientalischem Geschmack nämlich. Malayen, Javanesen, Araber, Alles treibt und drängt an einander vorbei, und nur die sonst so geschäftigen Chinesen vermisse ich hier gänzlich, während auf Batavia der Kleinhandel sich beinahe ausschließlich in ihren Händen befindet.

Jenes schwarze ausdrucksvolle Gesicht mit stehenden Augen, ganz in einen langen, talarartigen weißen Rock eingehüllt, dem weißen Turban, worunter schwarze gekräuselte Haare hervordrängen, den blendend weißen Zähnen und leichtem nach unten gebogenen Schnurrbart ist ein echt orientalisches Bild. Er stammt aus Bengalen und fordert im Namen des Propheten einige Almosen, um die dritte oder vierte Pilgerreise nach dem heiligen Grabe in Mekka machen zu können. In seiner Rechten schwenkt er beständig ein kleines glühendes Kohlenbecken mit einer kupfernen Räucherpfanne; von Zeit zu Zeit wirft er einige wohlriechende Körner in die rothe Gluth. Leichte kräuselnde Wölken steigen daraus hervor und als irdischer Weihrauch zum Sitz des allerhöchsten Gottes und seines Propheten Muhammed empor. Diese bengalischen Priester oder Hadshi's sind die wahren Typen fanatischer Schwärmererei und stehen bei der javanischen Bevölkerung in hohen Ehren, da sie einige Stellen des Koran auswendig können und der Menge zu erklären suchen. Es ist die hübscheste Menschenrace, die ich gesehen, alle schlank und groß und mit ausdrucksvollen Gesichtszügen.

Jene stark gezeichnete Physiognomie, die wir Europäer für eine jüdische zu halten pflegen, die blinzelnd grellen weißen Augen, der dicke schwarze Bart, der das Kinn bedeckt, und vor allen Dingen der die ganze Atmosphäre erfüllende Geruch von wohlriechenden und nicht wohlriechenden Oelen und Essenzen verrathen den Bewohner des fernen Arabiens. Er trägt einen einfachen rothfarbten Sarong, dicke Sandalen mit hohen Hacken, eine schmutzige, lang über die Hüften herabhängende Tuchjacke, die die braune behaarte Brust sehen läßt, und eine kleine

bunte wollene Kappe. Er hat sein ganzes Waarenlager vor sich auf dem Boden ausgepackt und ruft jeden Vorübergehenden an, seine Waare zu besehen. Manilla- und Java-Zigaren, wohlriechende Oele und Essenzen in kleinen, kaum sichtbaren Fläschchen, mit vergoldeten arabischen Charakteren verzierte Zigaren-Etuis, von gefärbtem Reiströhr sehr künstlich geflochten, Birminghamer Scheeren und Messer, Nürnberger Spielfarten, englisches Postpapier, deutsche Galanterie- und kurze Waaren, Kattune aus englischen und französischen Fabriken, Alles liegt hier im bunten Chaos durch einander und wird von dem Eigenthümer ausgeschrien, der, trotz der beständigen Geschäftigkeit, keinen Augenblick innehält, die Kügelchen seines Rosenkranzes durch die Finger der linken Hand gleiten zu lassen und dabei seine Gebete zu murmeln. Nicht weit von ihm steht ein langer hagerer Mann, in einen langen roth und gelb gestreiften seidenen Rock gehüllt, einen großen rothen Shawl mit breitgestrichter Borte als Turban auf dem Kopf; ein weißes bis an die Knöchel gehendes Untergewand und Sandalen vollenden sein Kostüm. In seiner Haltung und der Art, wie er dann und wann seinen langen gekräuselten Bart streicht, spricht sich eine gewisse Grandezza aus, die auch seine Conversation im Malayischen mit jenem Europäer im Morgen-Regligée an den Tag legt. Dieser Mann ist zwar auch dem gesegneten Lande Arabien entsprossen, aber von einer höheren Klasse als sein neben ihm stehender Landsmann, auf den er mit einer Art Geringschätzung herabblickt. Das Glück scheint ihm hier auf Java hold gewesen zu seyn, wenigstens beweisen es die in Ringe gefassten Diamanten und anderen edlen Steine, womit beinahe jeder seiner Finger verziert ist, und die goldenen Knöpfe seines Untergewandes. Er ist einer der reichen arabischen Kaufleute Samarangs, die hier den größten Theil des Kleinhandels und der Küstenschiffahrt in Händen haben. Auch die lange und lebhafteste Conversation und der Name „Zuwan“ (Perr), der ihm darin zuerkannt wird, bestätigen dies. Es ist der in der Samarangischen Kaufmannswelt wohlbekannte Scherch Abdulla Ben Ali Mohamad Jusuf. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die Werkgerichte in Frankreich. Zur Schlichtung der unter den Fabrik- und Gewerks-Arbeitern häufig vorkommenden Konflikte der verschiedenen Industrien oder der Arbeiter mit den Werkmeistern und den Fabrikanten, so wie zur Ueberwachung der Solidität, die das Publikum von gewissen Arbeiten zu fordern berechtigt ist, ist jetzt auch in Paris das Institut der Prud'hommes (Werkrichter) durch eine königl. Verfügung vom 29. Dez. 1844 eingeführt worden. Zunächst wird sich das Institut jedoch auf die den verschiedenen Metall-Arbeiten gewidmeten Fabriken und Gewerbe beschränken. Man zählt in diesem Geschäftszweige ungefähr 2500 Fabrikanten und Corporations-Meister, etwa 1500 Patent-Meister und 2—3000 Gesellen in Paris. Es wird demnach die neue Einrichtung hier ziemlich umfassend seyn, und wenn sie, wie nicht zu zweifeln ist, von gutem Erfolge sich zeigt, so dürfte sie auch den übrigen Fabricationszweigen der Hauptstadt zu Theil werden, in welcher letzteren das Institut später als an fast allen übrigen Mittelpunkten der französischen Industrie eingeführt wird. Es giebt nämlich in Frankreich schon 66 Werkgerichte (Conseils de Prud'hommes), von denen 29 bereits unter der kaiserlichen Regierung und 25 unter Ludwig XVIII. und Karl X. errichtet wurden, so daß das jetzt in Paris eingeführte das dreizehnte Institut dieser Art ist, das die Regierung Ludwig Philipp's begründet. Sie ruhen alle auf denselben Grundlagen, nämlich auf einem Gesetze vom Jahre 1806 und mehreren kaiserlichen Dekreten vom J. 1810. Nur in Bezug auf das fabrikreiche Lyon sind einige Ausnahmen angeordnet. Dort entscheidet nämlich die Zahl der Stühle und nicht das bloße Patent über die Befähigung, zum Werkrichter gewählt zu werden; auch stimmen dort die Arbeiter nicht mit den Meistern und Fabrikanten gemeinschaftlich, sondern sie bilden acht besondere Wähler-Sectionen, welche Trennung sie als eine Art Prerogative betrachten. Für Paris ist die Vereinigung der Meister und der Gesellen (ouvriers) angeordnet, und zwar sollen die Wahlen am 20. Februar im Rathhause stattfinden, so daß das Institut selbst mit dem Monat März in Wirksamkeit treten kann.

— Zur Ministergeschichte Frankreichs. Unter dem Titel: „Trois magistrats français au seizième siècle“ hat Herr Ed. Faye de Brys einen interessanten Beitrag zur Geschichte des 16. Jahrhunderts in Frankreich geliefert. Die drei Staatsmänner, deren Monographien uns hier mitgetheilt werden, sind der Cardinal Duprat, Minister Franz des Ersten, Messire de Pibrac, eine Kreatur Katharina's von Medici und Secretair Karl's IX., in dessen Namen er es wagte, die blutige Bartholomäusnacht zu rechtfertigen, und Messire Faye d'Espesse, der mit Heinrich von Valois nach Polen gegangen war und dann sein Minister in Frankreich wurde. Wir sehen aus diesem Buche, daß nicht erst im 17. Jahrhundert mit Sully, Concini und Lynes, denen die allmächtigen Cardinäle Richelieu und Mazarin folgten, die Ministergewalt in Frankreich eine der königlichen fast gleichstehende geworden, sondern daß auch schon im 16. Jahrhundert ähnliche Charaktere ihre Monarchen wie das Land beherrschten. Ohne den Cardinal Duprat würde vielleicht Franz I., dessen Politik ja mit der Karl's V. und der Päpste in so direktem Widerspruch sich befand, und mit ihm ganz Frankreich dem Protestantismus sich zugewandt haben, den auch die nachmaligen Minister-Cardinäle mit Erfolg dort zu bekämpfen wußten, wenn sie ihn auch aus machiavellistischer Politik in Deutschland unterstützten.